

Mai 2026

DE
NN
OCH !

KLEINE KIRCHE
Gemeindebrief



Liebe Gemeindemitglieder der Kleinen Kirche!

Manchmal fühlt es sich an, als würde die Welt den Atem anhalten: Nachrichten voller Krisen, ein Ton, der härter geworden ist, und die Sorge, wie es weitergeht. Auch in den Kirchen spüren viele eine Müdigkeit – Fragen nach Relevanz, nach Vertrauen, nach dem, was trägt. Und im Glauben kennen wir diese leisen Momente: Wo ist Gott, wenn so vieles wankt? Was bleibt, wenn Sicherheiten bröckeln?

Und dennoch.

Dieses kleine Wort ist kein „Alles halb so schlimm“. Es ist auch kein trotziges Wegsehen. „Dennoch“ ist vielmehr die Haltung der Hoffnung, die nicht ausblendet, sondern hindurchgeht. Es ist die Sprache der Psalmen, die klagen und zugleich festhalten. Die Sprache von Menschen, die nicht wissen, wie die Lösung aussieht – aber wissen, woher sie Kraft nehmen. „Dennoch“ bedeutet: Ich sehe die Wirklichkeit. Und ich rechne trotzdem mit Gott.

Genau hier hat unsere Kleine Kirche ihre besondere Stärke. Nicht, weil sie perfekt wäre – sondern weil sie nah ist. Weil man sich kennt, weil Namen Gesichter haben, weil ein Gebet nicht in der Menge verschwindet. Weil ein Besuch, ein Anruf, eine Kerze, ein kurzer Gruß nach dem Gottesdienst mehr sein kann als eine nette Geste: ein Zeichen, dass niemand allein bleiben muss.

In diesem Gemeindebrief laden wir ein, das „Dennoch“ neu zu entdecken: in Texten, in Gedanken, in Bildern. Vielleicht wird nicht alles leichter. Aber vielleicht wird es heller – weil wir einander erinnern, dass Gott nicht nur im Großen wirkt, sondern im „Kleinen“, im Stillen, im Treuen.

Schön, dass Sie diesen Gemeindebrief in die Hand nehmen. Lesen Sie sich hinein – und nehmen Sie das „Dennoch“ mit in Ihre Woche(n).

Andrea Schnieder

Strahlen sieht man nicht

Von Theo Paul

Strahlen sieht man nicht. Atomstrahlen. Lebensgefährlich. Sie liegen in der Luft und treffen Menschen, Tiere und Pflanzen.

Strahlen versetzen nicht nur in Schrecken. Strahlen können auch Begeisterung wecken. Wir kennen Menschen, die Ausstrahlungskraft besitzen, die etwas ausstrahlen.

Christus hat etwas ausgestrahlt. Jahrhunderte hindurch. Er war kein Strahlmann, vom Typ „immer nur lächeln...“ Er hat sich den Konflikten und Krisen gestellt. Durch den Tod hindurch hat sein Leben durch die Auferstehung an Ausstrahlungskraft gewonnen. Er strahlt den Heiligen Geist aus. Und „Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.“ (2 Kor 3,18) Der Geist ist die Energie Gottes.

In unserem Leben gibt es Strahlen, die Leben zerstören und Strahlen, die Leben wecken. Pfingsten werden wir mit neuer Energie beschenkt. Wie gehen wir mit dieser Energie um? Gebrauchen wir die Energie für unser Leben. Strahlen wir etwas aus? In den vergangenen Monaten ist häufig über das Buch von Jan Loffeld, Professor in Utrecht, Priester aus dem Bistum Münster, „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt“ diskutiert worden. Wie gehen wir mit der Gleichgültigkeit, „der Apathie“ (Tomáš Halík) gegenüber einem Gottesglauben um? Mit viel Aufwand versuchen wir pastoral Optimie-



rungsstrategien auf den Weg zu bringen. In vielen Bereichen sind wir als Kirche ein Anbieter unter vielen. Doch die Kirche ist kein Selbstzweck, kein Nischenanbieter auf dem bunten Markt der Sinnanbieter. Religion ist für viele Privatsache. Damit dürfen wir uns nicht abfinden.

Unsere engagierten Kräfte und Hoffnungsträger dürfen wir nicht in kircheninternen Strukturdebatten verpulvern. Unser Auftrag ist es, der Welt das Evangelium vom Reich Gottes anzubieten. Müssen sich heute nur die rechtfertigen, die noch an Gott glauben? Welcher Schaden entsteht, wenn man ohne Gott auszukommen meint? Wofür stehen wir? Was strahlen wir aus? Die „Feuer und Flamme“ sind, strahlen. Vor einem Jahr ist Papst Franziskus gestorben. Er hat das Evangelium ausgestrahlt. Im Buch über sein Leben und Wirken ist mir ein Lied von Eugen Eckert eingefallen. Auf dem Hintergrund von Jeremia 31 ist dieses Lied entstanden:

Von den Rändern dieser Erde,
unter Arm- und Kleingemachten,
sammle ich, die Heimat suchen,
zu meinem Volk, spricht Gott.

Alle, die mit Tränen kommen,
durstig, müde, ohne Hoffnung,
führe ich zu frischem Wasser
und tröste sie, spricht Gott.

Für die Blinden, für die Lahmen,
für Zerbrochene und Alte

pflanze ich den eigenen Weinstock
und heile sie, spricht Gott.
Und den Hunger ihrer Seelen
stille ich mit lauter Freude,
leite sie auf rechtem Wege
und segne sie, spricht Gott.

Papst Franziskus hat auf die Menschen von den Rändern immer wieder hingewiesen. Er hat sich mit Basisinitiativen und Bewegungen in Lateinamerika oder in Rom getroffen. Er hat sie ermutigt und ihnen zugehört. Er war in Wort und Tat solidarisch mit ihnen. Dabei hat er sich nicht von Utopien leiten lassen, sondern er hat versucht, im Alltag der Menschen Spuren des Evangeliums zu entdecken und das Wirken des Heiligen

Geistes wahrzunehmen. Er hat z.B. den Ordensleuten geschrieben, „andere Orte“ zu schaffen, wo die Logik des Evangeliums gelebt wird. (vgl. Papst Franziskus) Wir benötigen „andere Orte“, worin sich auf neue und andere Weise Christ- und Kirchesein zeigt. In den zurückliegenden Jahrzehnten hat unsere Gemeinde bei allen Grenzen versucht, ein „Anderssein“ von Kirche zu sein. In unseren Gottesdiensten erleben Menschen eine neue und andere Beheimatung in Kirche. Sie kommen mit ihren Tränen, mit ihren Zerbrochenheiten, mit ihrer Sehnsucht, ihrem Hunger.

Strahlen wir als einzelne Christen – als Gemeinde – als Kirche neue Lebenskraft für diese Welt aus?

*Und allem Weh
zum Trotz
bleib ich verliebt
in die verrückte
Welt.*

Hermann Hesse

Weggenommen

Maria Magdalena „Man hat meinen Herrn weggenommen“ (Joh 20,2) von P. Franz Richardt

Auf die Erfahrung, „Man hat mir etwas weggenommen“ sind sehr unterschiedliche Reaktionen möglich. Oft diese: Wenn mir etwas weggenommen wird, bin ich sauer, wütend. Phantasie, wer es sein könnte, der sich an dem, was mir gehört, vergriffen hat. Ich suche den Täter, will das Gestohlene zurückhaben.

Eine besondere Reaktion zeigt sich im „narzisstischen Zeitalter“. H.E. Richter versteht die Reaktion so: Ein Narzisst hält den Verlust nicht aus, weil er an der „Krankheit, nicht leiden zu wollen, leidet“, weil er nicht gelernt hat, mit Verlusten umzugehen (A. Reckwitz).¹ Um nicht in der Ohnmacht zu versinken, folgen mögliche Reaktion: Aggression, Wut: Der Staat, die Elite da oben, die Regierung, die Migranten, die Asylanten oder wer immer haben uns etwas weggenommen, was uns gehört. Wir werden nicht gehört. Das ist nicht zum Aushalten. Die Folge davon: Wut (Wutbürger), Gewalt (Krieg). Es ist die gefühlte tiefsitzende Kränkung, die meinen inneren Kern berührt, meinen Stolz, meine



Besonderheit, meine Großartigkeit. Ich bin nicht beachtet, sondern fühle mich verachtet. Also verachte, hasse ich.

Wie anders Maria Magdalena: Auch ihr ist etwas Wesentliches für ihr Leben weggenommen worden: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo-

hin sie ihn gelegt haben“ (Joh 20,13). Sie reagiert mit tiefer Trauer, bleibt aber im Verlust, Vermissten, Schrecken nicht stecken, denn in der Trauer wird sie von dem Geheimnis, das wir Gott/Christus nennen, mit Namen angesprochen, Sie dreht sich um und erfährt, dass ihr diese im Augenblick nicht erkannte Macht gerade in ihrem Vermissten nahe ist. So verwandelt geht sie - nur mit Klang ihres Namens im Ohr, mehr hat sie nicht in Händen - in die Zukunft. Dort liegt das Leben, nicht im Zurück! Der Glaube kann die Kraft haben, aus einer so tiefen Kränkung zu befreien.

Dieses Gegenprogramm mit seiner Verwandlungskraft durchzieht die Bibel, verdichtet in der Bergpredigt, in den Seligpreisungen (Mt 5-7; bes. 5,1-11)!

¹Anm.: E.H. Richter: *Wer nicht leiden will, muss hassen* – Taschenbuch 2007;
Andreas Reckwitz: *Verlust, ein Grundproblem der Moderne* – Berlin 2024



www.instagram.com/schnipselschaetze/ Schnipselsmagie - Gebrauchte Worte



Collage: Monika Gruhl

Dennoch - Spurensuche in der Bibel

Von Andrea Schnieder

Manchmal gibt es Tage, an denen man nur den Kopf schüttelt: Nachrichten voller Gewalt, Angst um die Zukunft, eigene Sorgen. Und mitten in all dem taucht ein kleines Wort auf: „dennoch“. Es klingt zart – und ist doch stark. Die Bibel ist voller solcher „Dennoch“-Momente. Sie erzählen nicht von einer heilen Welt, sondern davon, wie Menschen Gott festhalten, obwohl die Welt wankt.

Hiob:

klagen – und dennoch vertrauen.

Hiob verliert fast alles. Er schreit seine Fragen zu Gott, ohne Schönreden und dennoch bleibt er im Gespräch. Seine Klage ist kein Abfall vom Glauben, sondern ein Teil davon. Hiob zeigt: Glaube heißt nicht „alles ist gut“, sondern „ich halte mich an Gott, auch wenn nicht alles gut ist“.

Psalmen:

vom Warum zum Dennoch.

Viele Psalmen beginnen mit dem „Warum?“ – und enden mit einem „Dennoch“. „Warum hast du mich verlassen?“ wird zu „Dennoch will ich dir singen“. Dazwischen liegt kein Wunder, sondern ein Schritt: Ich sage Gott ehrlich, was weh tut – und finde Worte des Vertrauens. Klage und Hoffnung gehören zusammen.

Abraham und Sara:

aufbrechen – dennoch.

Abraham und Sara brechen auf, ohne den Zielort zu kennen. Ihre Geschichte erzählt von Vertrauen gegen den Augenschein: zu alt, zu unsicher – und



dennoch gehen sie los.

Manchmal beginnt Hoffnung genau so: nicht mit Sicherheit, sondern mit einem Schritt.

Paulus:

verfolgt – und dennoch unterwegs.

Paulus beschreibt sein Leben als voller Widerstände: „in Bedrängnis, aber nicht verzweifelt“.

Er gibt zu: Es ist schwer. Und dennoch bleibt er auf dem Weg, geteilt zwischen Schwäche und Zuversicht. Für ihn ist Hoffnung kein Gefühl, sondern eine Ausrichtung.

Auferstehung:

Gottes großes Dennoch.

Am Karfreitag scheint alles vorbei. Gewalt und Tod scheinen das letzte Wort zu haben. Ostern ist Gottes „Dennoch“: Das Leben steht wieder auf. Das heißt nicht, dass Leid verschwindet. Aber es heißt: Es ist nicht das Ende. Gott setzt ein Gegengewicht – leise, aber entscheidend.

Was heißt das für uns? „Dennoch“ ist kein Zauberspruch. Es ist eine Haltung. Wir sehen die Welt, wie sie ist – und suchen die Spur Gottes darin. Wir klagen, wenn es nötig ist. Wir halten inne und beten. Wir gehen kleine Schritte: ein Anruf, ein Besuch, ein Gebet, ein „Es tut mir leid“. Das sind unsere „Dennoch“-Taten.

Vielleicht ist das unser gemeinsames Üben: die Klage nicht verschweigen – und dennoch hoffen. Die Welt nicht schönreden – und dennoch handeln. Und in allem: Gott beim Wort nehmen.

Was es ist

Von Elisabeth Hahnemann

Als ich die Aufforderung hörte, sich zum Thema „Dennoch“ Gedanken zu machen, fiel mir sofort Erich Frieds Gedicht „Was es ist“ ^[1] ein.

Trotz aller Widerstände können wir die Existenz der Liebe nicht leugnen. Sie begegnet und begleitet uns immer und überall in den verschiedensten Formen. Sie ist wie eine göttliche Erfahrung, der wir uns trotz aller Widrigkeiten im Leben dennoch nicht wirklich entziehen können. Und auch wenn der Alltag sie vermeintlich überlagert und sie individuell nicht mehr spürbar zu sein scheint, so ist sie dennoch da: „Es ist, was es ist, sagt die Liebe“. Oft verstehen wir sie nicht, aber sie steht dennoch für Unverbrüchlichkeit.

Was es ist

Es ist Unsinn
sagt die Vernunft
Es ist was es ist
sagt die Liebe
Es ist Unglück
sagt die Berechnung
Es ist nichts als Schmerz
sagt die Angst
Es ist aussichtslos
sagt die Einsicht
Es ist was es ist
sagt die Liebe
Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Erich Fried

[1] aus: Erich Fried: *Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte*. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1991

Meine Dennoch-Hoffnung

Von Pierre Stutz

In meinem Leben habe ich viel Schönes und Schreckliches erlebt. Mein Lebensweg ist gut aufgehoben in den wenigen Worten meines Lieblingsdichters Rainer Maria Rilke, die er mit 24 Jahren in sein Stundenbuch schrieb:



Geh bis an deiner Sehnsucht Rand ...
Lass dir alles geschehen:
Schönheit und Schrecken.
Man muss nur gehen.
Kein Gefühl ist das fernste.
Lass dich nicht von mir trennen.
Nah ist das Land,
das sie Leben nennen.

Rainer Maria Rilke

Zwei Jahre war ich vor 35 Jahren in einem Burn-out. Damals hatte ich monatelang keine Zukunft mehr. Es war die schmerzvollste Zeit meines Lebens. Wochenlange Schlaflosigkeit, jeden Morgen völlig erschöpft mit der großen Frage: „Schaffe ich es heute bis zur Zahnbürste?“ Zermürend, mit 38 Jahren umzingelt zu sein von einer Ohnmacht, die mein erfolgreiches Leben nur noch defizitär deutete: „Alles falsch gemacht, nie frei entschieden, kein Körpergefühl, zu spät für einen Neuanfang.“ Dank der Begleitung einer Atemtherapeutin und eines Benediktinermönchs, der auch Psychotherapeut war, konnte ich mühsam-befreiend einen versöhnenden Blick auf mein Leben wagen. Entscheidend war und ist auch die Begegnung

mit mystischen Lebenskünstler:innen, die mein «Entweder-oder» in ein aufatmendes «Sowohl-als-auch» verwandeln. Die Zusage immer schon bewohnt zu sein von einer göttlichen Segenskraft stärkt mich, trotz allem mit vielen anderen hoffend unterwegs zu sein. Einfach ist es nicht, jedoch möglich. Als 68iger-Jugendlicher, der meinte, dass wir mal kurz die Welt und sogar die katholische Kirche verändern können, ist es im Moment sehr hart für mich, anzunehmen, dass Frauen immer noch nicht Diakoninnen und Priesterinnen werden können und grundlegende Werte wie die Menschenrechte, die Klimagerechtigkeit immer noch sehr bedroht sind. Wie kann ich da hoffend bleiben? Indem ich meinen Schmerz wahrnehme und mitteile und zugleich mich täglich erinnere, viel MEHR zu sein als meine Verunsicherung. Ich bin eingebunden in eine große Weggemeinschaft von glaubenden Menschen, die harte Umbruchzeiten miteinander aushalten und versuchen, in ein Vertrauen hineinzuwachsen, dass wir auch am Schweren wachsen und reifen können. Es bedeutet für mich, weiterhin meiner Sehnsucht zu folgen und auf diesem Weg Schönes und Schreckliches nicht mehr zu trennen. Deshalb bleibe ich so leidenschaftlich gerne Christ, weil ich auf den Spuren meines Lebensfreundes aus Nazareth einüben kann, wie durch-kreuzte Lebenspläne zu einer Kraftquelle, einer Resilienz für ein gemeinsames Auf(er)stehen werden können:

- Ich erwache zum Träumen und ich lasse mir die Visionen prophetischer Menschen, dass Schwerter zu Pflugscharen umgewandelt werden, nicht nehmen. «I am a dreamer, and I'm not the only» flüstert mir John Lennon oft zu.
- Ich gewöhne mich nicht an Krieg und Ungerechtigkeiten. Ich vertraue auf die Macht der Ohnmächtigen (Dietrich Bonhoeffer), die jetzt schon weltweit Frieden fördert.
- Ich stehe nicht zur Verfügung, den täglichen Schreckensmeldungen zu viel Macht zu geben und in den Irrtum zu verfallen, menschenverachtende Egomane könnten allein die Welt regieren.

«Lass dich von mir nicht trennen», heißt der Appell von Rilke, der unsere Hoffnung wachsen und reifen lassen kann. Eine zutiefst persönliche und zugleich höchst politische Grundhaltung. Die Mächtigen dieser Welt nutzen all ihre Social-Media-Kanäle, um uns kreativ einzulullen in eine Ohnmacht, die die Zukunft unserer Welt bedroht. «Was kann ich als Einzelne schon tun?» benennt Dorothee Sölle den gottlosesten Satz. Wir sind nie Einzelne, sondern immer Teil eines Ganzen. Dank meiner biblischen Wurzeln verbinde ich mich täglich mit all den Menschen, die seit Jahrhunderten ausgebrochen sind aus Unrechtsstrukturen mit ihren menschenverachtenden Folgen. Ich verwurzele mich täglich in eine göttlich-liebende Segenskraft, die unaufhaltsam uns Men-

schen zur Solidarität bewegt. So kann ich mich für Werte engagieren, deren Früchte ich vielleicht nicht ernten werde.

Leere als Kraftquelle

Interreligiös werde ich in der mystischen Tradition inspiriert, konstruktiver mit Erfahrungen der Verunsicherung, der Leere, des Stillstandes umzugehen. Wir konsumieren uns zu Tode und wir hinterlassen unseren Kindern, Enkeln und Urenkelinnen keine bessere Welt, wenn wir in der Spirale des Wachstumswahns stecken bleiben. Wir dürfen die Kunst des Verzichts neu entdecken: Verzicht nimmt nicht, sondern schenkt die unerschöpfliche Kraft des Einfachen. Unsere Kinder und Enkelinnen brauchen Vorbilder, die in einer lustvoll-kreativen Einfachheit den Geschmack am Leben fördern. Im Nichts liegt eine unglaubliche Fülle. In der Leere öffnen sich ungeahnte Möglichkeiten einer ökologischen Zukunft. In der Lange-Weile erfahren wir das Glück als Teilende, im Auskosten der bezaubernden Schönheit, die jeden Tag auf uns wartet, und im Aushalten der Stunden der Nacht, die uns dem Geheimnis des Lebens näherbringen: Werden und Vergehen, Empfangen und Geben, Zweifeln und Vertrauen, Leben und Sterben wechseln sich ab in einem hoffnungsvoll-erfüllten Leben. Im Hier und Jetzt, in der Kraft des Augenblicks, liegt der Schlüssel zu einem Hoffnungsweg, der unsere Sorgen relativiert. Mit 38 Jahren war meine Zukunftsperspektive tief vergraben. Mit 73 Jahren ist jetzt das ganze Leben vor mir.

Dennoch hoffen

Hinschauen – gute Orte schaffen – Zeit für Begegnung – von Christiane van Melis

Dennoch hoffen in diesen verrückten Zeiten – dieser Gedanke ist Ausdruck einer lebensbejahenden Haltung. Er gründet in der Wahrnehmung der Schönheit des Lebens, in Dankbarkeit und im Vertrauen auf Gott.

Aus dem Wunsch heraus, miteinander in Beziehung zu treten und einander beizustehen, ist der offene Treff „Zeit für Begegnung“ der Kleinen Kirche entstanden. Für mich ist er zu einem „guten Ort“ innerhalb unserer Gemeinde geworden. Solche Orte zu schaffen, mag nur ein kleiner Beitrag sein – und doch ein sinnvoller in einer Welt, die vielerorts auseinanderzudriften scheint, geprägt von Krisen, Kriegen und Unsicherheit.

Perspektiven der Hoffnung

Gerade in dieser Situation helfen Stimmen aus Philosophie, Wissenschaft und Spiritualität, neue Perspektiven der Hoffnung zu gewinnen:

Der Philosoph Jürgen Wiebicke beschreibt in seinem Buch „Emotionale Gleichgewichtsstörung“, wie sehr Krisen unser Lebensgefühl belasten und lähmende Gefühle wie Ohnmacht und Angst verstärken. Doch seine zentrale Perspektive ist ermutigend: Hoffnung entsteht dort, wo wir uns nicht als Getriebene erleben, sondern als Handelnde. Wer Verantwortung übernimmt, Sinn im eigenen Tun findet und zum Gelingen von Gemeinschaft beiträgt, kann Pessimismus überwinden.



Auch unsere Gemeinde kann als Ort gelebter Hoffnung gesehen werden. Der Treff „Zeit für Begegnung“ kann zusätzlich Gemeinschaft stiften. Seit 2023 findet er regelmäßig statt. Eine offene Gruppe ist entstanden, in der Austausch und echtes Interesse füreinander wachsen. Themen wie „Gottesbilder“ oder „Gottesnähe im Leid“

wurden gemeinsam bedacht – getragen von der Suche nach tragfähigen spirituellen Perspektiven.

Das nächste Treffen widmet sich dem Thema „Das Böse“. Angesichts der Entwicklungen in unserer Welt ist dies eine ehrliche, aber notwendige Auseinandersetzung. Als Gast wird Pater Franz Impulse aus christlicher Sicht einbringen.

Zur Vorbereitung besuchte eine kleine Gruppe die Ausstellung „Der Teufel“ im Museum von Draiflessen in Mettingen. Eine wichtige Einsicht daraus: Das Gute und das Böse gehören seit jeher zur menschlichen Wirklichkeit. Gerade darin liegt auch Hoffnung – denn wo das Böse sichtbar wird, ist das Gute nicht verschwunden. Auch zukünftige Generationen werden in Resonanz zu Gottes Wirklichkeit immer „Gutes“ hervorbringen.

Der Wissenschaftsjournalist Dirk Steffens zeigt in seinem Buch „Hoffnungslos optimistisch“: Hoffnung heißt nicht, Probleme zu übersehen, sondern mutig zu handeln. Die Menschheit besitzt mehr Möglichkeiten und Lösungen, als oft angenommen wird.

Eine spirituelle Vertiefung findet sich bei David Steindl-Rast. In „Die Kraft des

Staunens" beschreibt ein Text den Wandel als Quelle des Segens. „Quellgrund allen Segens, Du segnest uns mit Wandel ... Alles, was lebt, wandelt sich. Möge ich Wandel willkommen heißen als Gelegenheit zu reifen und lernen, in der Flüchtigkeit des Augenblickes das zu würdigen, was jenseits allen Wandels im Bleiben ruht.“

In „Der Fließweg“ ergänzt er: Dankbarkeit und das rechte Maß öffnen den Blick für die Fülle des Lebens – auch in schwierigen Zeiten.

Wie es in einem Text von Pierre Stutz heißt: Wir sind „aufgefangen zwischen

Erde und Himmel, Schöpfung und Kosmos, im Ursprung allen Lebens“. Dieses Getragen-Sein ist eine tiefe Quelle der Hoffnung.

Und schließlich erinnert uns Franz von Assisi daran, selbst Hoffnung zu leben: als „Werkzeuge des Friedens“. Daraus entsteht der Auftrag, engagiert zu bleiben und „gute Orte“ zu schaffen.

Die Kleine Kirche wird hoffentlich als „guter Ort“ wahrgenommen und mit ihr die „Zeit für Begegnung“ – offen für alle, die neben dem Gottesdienst Gemeinschaft suchen.

Dennoch - das Hummel-Paradoxon



*Die Hummel hat 0.7 qcm Flügelfläche bei 1,2 gr Gewicht.
Nach den bekannten Gesetzen der Aerodynamik ist es unmöglich
bei diesem Verhältnis zu fliegen.
Die Hummel weiß das aber nicht und fliegt - dennoch.*

Klopfzeichen – ein poetischer Impuls

Von Andrea Schnieder

Andreas Knapps Gedicht aus seinem Band „Weiter als der Horizont“ berührt durch seine tiefempfundene Sprache und die universellen Themen, die es aufgreift: Traurigkeit, Unruhe, Träume, Heimweh, Sehnsucht und die Suche nach Halt. Diese Emotionen sind jedem vertraut, insbesondere in Augenblicken des Zweifels und Suchens.

Das Gedicht malt ein Bild von einer göttlichen Suche inmitten menschlicher Verlorenheit: „In all deinem Nichtfinden da sucht er dich.“ Diese sprachlich so schön konzipierte Zeile mit dem Gegensatzpaar „suchen und finden“ verdeutlicht, dass Gott nicht fern bleibt, sondern aktiv den Kontakt zu uns sucht, auch in Momenten, in denen wir uns selbst verloren fühlen. Es ist ein Hoffnungssignal – ein „Klopfzeichen“, das ermutigt, die innere Dunkelheit zu überwinden und sich dem Licht zuzuwenden.

Klopfzeichen ^[1]

in der Traurigkeit
für die du keinen Namen findest
in der Unruhe
die dich ziellos umher treibt
in den Träumen
die dir schlaflose Nächte bereiten
im dem Heimweh
das dich zuhause befällt
in der Sehnsucht
die ausfert nach immer mehr
in all deinem Nichtfinden
da sucht er dich

Wenn man das Leben des Autors, Bruder Andreas Knapp, betrachtet, wird klar, dass er das, was er schreibt, auch lebt. Als Mitglied des Ordens der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ hat er sich bewusst dafür entschieden, mit und für die Menschen am Rand der Gesellschaft tätig zu sein. Knapp kehrte einer vielversprechenden kirchlichen Karriere den Rücken, um ein Leben in Einfachheit und Nähe zu den „kleinen Leuten“ zu führen. Seine Gedichte, die im Alltag, in der Authentizität entstehen, spiegeln diesen Lebensstil wider: eine Mischung aus kontemplativer Spiritualität und praktischer Solidarität.

Das Thema des Gemeindebriefs, „Dennoch“, zieht sich wie ein roter Faden durch Knapps Werk und Leben. Es ist das „Dennoch“ einer Hoffnung, die trotz aller Widerstände und Herausforderungen Bestand hat. Es ist das „Dennoch“ des Glaubens und der Überzeugung, dass Gott gerade im Unscheinbaren und im Unvollkommenen wirkt.

Knapps Gedichte laden dazu ein, die Spuren Gottes im eigenen Leben zu entdecken – sei es in der Traurigkeit, der Unruhe oder dem Heimweh. „Dennoch“ ist eine Haltung, die uns dazu ermutigt, die Hoffnung zu bewahren, selbst wenn sie schwer auszumachen ist. Manchmal tarnt sich diese Hoffnung in einem zarten (physischen oder psychischen) „Anklopfen“.

^[1] Andreas Knapp, *Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus*, Würzburg: Echter 2002

Gottesbild im Wandel – Ein Paradigmenwechsel

Von Martin Möllenkamp

Einleitung

Traditionelle bzw. theistische Theologie beruht auf einer bestimmten Vorstellung vom Kosmos als Gottes Schöpfung und darauf, dass ein persönlicher Gott Träger und Erhalter dieser Schöpfung ist. Dietrich Bonhoeffer allerdings schrieb im Juli 1944 in einem Brief an Eberhard Bethge: „Gott als moralische, politische, naturwissenschaftliche Arbeitshypothese ist abgeschafft, überwunden ...“. Hubertus Halbfas greift die Forderung Bonhoeffers auf und fragt: „Wohin kommen wir, sollte sich die Gottesvorstellung aus ihrem antiken und mittelalterlichen Weltbild lösen ...?“ Wenn die eigenen Lösungswege versagen, denke der gläubige Christ, helfe nur noch Beten – verstanden als ein Erleben göttlichen Eingreifens. Seit Freud und C.G. Jung jedoch gibt es für den kritisch denkenden Zeitgenossen keine zweigeteilte Welt mehr. Im Wahrgenommenen visionärer Erfahrungen, so die Psychologie, komme das Innere eines Menschen zum Ausdruck. Dagegen war „in den Kulturen der alten Welt die eigentlich bedeutende Welt in der Höhe angesiedelt – als Welt der Götter oder des Einen Gottes, ... wo es kein Leid und keinen Tod mehr gibt.“ Eine doppelte Welt bestimme das Grundmuster des christlichen Glaubens: Sowohl in der Hl. Schrift als auch in Hierarchie und im Dogma der Kirche, in Liturgie und bis in die Lehrpläne für den Religionsunterricht. Und „es scheint so zu sein, dass diese jenseitige Welt ... einem tiefen in-



neren Bedürfnis entspricht“ (Halbfas).

Jedoch „während im Mittelalter nur zählte, was von Gott stammt, nehmen seitdem die Naturwissenschaften den Platz der geoffenbarten Wahrheit ein. Wenn deren Wahrheit gilt, dann deshalb, weil sie sich der

Widerlegung stellt“. Galilei appellierte an die Kirchenoberen seiner Zeit, die Beweiskraft experimenteller Wissenschaften und die daraus gewonnenen Einsichten könnten nicht bezweifelt werden. Die damit einhergehende Belastung des traditionellen Gottesglaubens bis heute ist immens. Vor der kopernikanischen Wende „betreute Gott gewissermaßen noch als Hausgott diese Erde, doch für uns tut sich heute ein schwindelerregender Kosmos auf, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die Erde kleiner und verloren er erscheinen lässt – in milliardenfachen Galaxien, getrennt durch Milliarden Lichtjahre gähnender Leere“ (Halbfas). Naturwissenschaftliche Entdeckungen und Ergebnisse der Psychologie machen die Annahme einer jenseitigen Welt zur Erklärung diesseitiger Phänomene überflüssig.

Überwindung des Theismus

Auf die damit im 18. Jh. einsetzende Aufklärung und besonders die Religionskritik im 19. Jahrhundert – die von Feuerbach über Karl Marx, Friedrich Nietzsche zu Sigmund Freud führte – reagierten die Kirchen mit allen verfügbaren Machtmitteln, um sich

durch Zensur abzuschotten von einer Entwicklung, die die gebildete Welt längst in ihrem Selbstverständnis prägte. „Man sah nicht, dass mit dem Untergang der Parallelwelt auch der dazugehörige Gott immer bedeutungsschwächer wurde ...“.

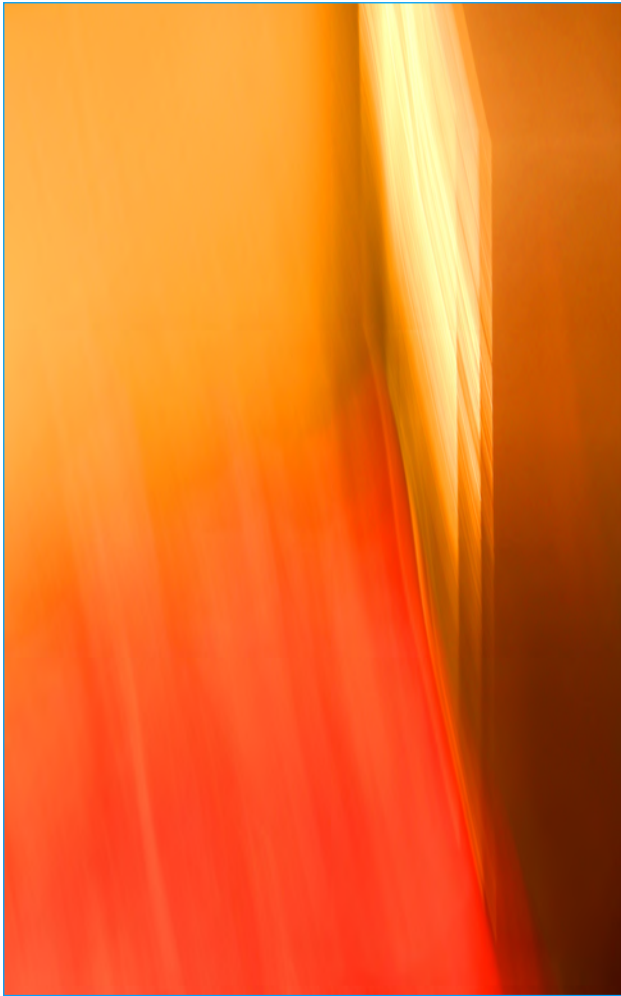
Das eingangs erwähnte Zitat Bonhoeffers spitzt sich auf die Frage zu: Wo behält Gott noch Raum? In der Folgezeit folgten Ansätze, das christliche Glaubensverständnis neu zu formulieren, in den 1960er Jahren. Neben den in den USA lehrenden Paul van Buren (1924-1998), William James (1842 -1910) und dem anglikanischen Bischof A.T. Robinson (1910-1983) findet Dorothee Sölle besondere Beachtung. Sie vertritt einen christlichen Humanismus, nach dem „der einzelne Mensch als das unverrechenbare Du Gottes gesehen wird“. Wobei sie sich bewusst ist, dass der Mensch als dieses Du Gottes eine mythische Re-deform ist, die besagt, dass kein Mensch umsonst lebt und keiner aufgegeben werden kann. Sölles Sicht bewahrheitet sich durch gesellschaftspolitischen Einsatz.

Mit der Entwicklung des evolutiven Denkens erledigte sich auch die Theodizeefrage. Anstelle von Interventionsversuchen mit Gebeten um besseres Wetter oder gesegnete Ernten tritt das verantwortliche Handeln des Menschen. Daraus Atheismus abzuleiten ist kurzschlüssig, allenfalls kann eine theologia negativa abgeleitet werden, die sich jeder Vergegenständlichung Gottes enthält. Das Wort „Gott“ gibt zur Erklärung bestimmter Vorgänge in der Welt nichts her. Es hat mit Erdbeben, Überschwemmungen, Seuchen, Unfällen u.a. nichts zu tun. Das Wort „Gott“ ist in den Sachbereichen der Wissenschaft systemfremd und störend. Es steht viel-

mehr für eine ganz bestimmte Art, die Welt zu verstehen; alles Reden von Gott deutet das menschliche Leben. Zur rational-empirischen Erklärung der Wirklichkeit trägt Religion nichts bei. Gott ist daher „nur“ Wort, eine „Chiffre“, mit deren Hilfe der Mensch sein eigenes Dasein als in sich berechtigt zu deuten versucht. Als Beispiel können die Zehn Gebote dienen; sie wurden von Menschen erarbeitet und „Gott in den Mund gelegt“, weil die Verfasserschule überzeugt war, dass es der Wille Gottes sei, das Lebensrecht eines jeden Menschen zu sichern. Die Aufgabe der Religionen besteht darin, die Bedeutung der Welt für den Menschen zu beschreiben. Dabei ist es wichtig, den mythischen Charakter von Glaubensformen, Liedern, Gebeten u.a. zu beachten, denen kein objektiver Informationswert zukommt. Der Germanist H. Kurzke bemerkt, dass beide Kirchen in dem Liedgut ihrer Gesangbücher und in ihren Gebetssprachen dem traditionellen Weltbild verhaftet bleiben; es komme aber darauf an, dass die Gegenwartskultur sich adäquat in die Gebets- und Liedsprache von Generation zu Generation anpasst, weiterentwickelt und erneuert wird. In diesem Zusammenhang „leistet“ die Kleine Kirche mit Gottesdiensten, die von „ihrer“ Schola seit mehr als 50 Jahren mit gestaltet und getragen werden und dem Gemeindeleben insgesamt bewusstseinsbildende Zukunftsarbeit.

Den Mythos als Mythos verstehen – Folgen

Das Problem bestehe nicht darin, dass Religionen symbolische und metaphorische Formen benutzen, sondern in der Fähigkeit, diese als solche zu erfassen: „Solange mythischer



Ausdruck mit wissenschaftlich gewonnener Wahrheit verknüpft wird, verfehlt er seine eigene Gültigkeit. ... Unser Verhältnis zu ... den biblischen und christlichen Glaubensüberlieferungen hängt an dieser Sprachbildung. Bleibt sie aus oder ungenügend, häufen sich Missverständnisse, und das schlimmste Missverständnis mag darin bestehen, dass eine religiöse Tradition sich fundamentalistisch missversteht, indem sie mythische Rede nicht als solche gelten lassen mag." Wurden in der Epoche der Entstehung des Christentums mythische Vorstellungen überwiegend als Faktum verstanden, kann der Mythos heute nur noch „gebrochen“ gelten, als symbolischer Bedeutungsträger, nicht als historischer Vorgang. Der Mythos kann nicht in die logische Ordnung von Naturwissenschaften einbezogen werden, sie

sind viel zu formal und arbeiten mit mathematischen Kategorien. Damit es zwischen den Bereichen der wissenschaftlichen Kultur und dem der mythischen Weltdeutung keine Missverständnisse gibt, „gilt es, das sprachliche Vermögen der Menschen so weit zu bilden, dass sie gegenüber der informativen Sprache den andersartigen symbolischen Charakter des Mythos erkennen“ (Halbfas).

Die Welt in ihrer mythischen Verfasstheit

Wenn rationales Wissen für sich wenig oder gar nicht menschliche Sinnfragen befriedigt, hat sich damit das Bedürfnis für uns Menschen, die empirische Erfahrungswelt zu übersteigen und auf einen unbedingten Kern zu beziehen, nicht erledigt. „Dies ist der Kurzschluss eines einseitig naturwissenschaftlichen Denkens, den Mythos als unreife Glaubensfantasie abzutun.“ Um der realen Welt ihre transpersonale Tiefe und Fülle zu erhalten, schreibt Paul Tillich (1886-1965): „Der Name dieses unerschöpflichen Grundes allen Seins ist Gott. Und wenn das Wort für Euch nicht viel Bedeutung besitzt, so übersetzt es und spricht von der Tiefe in Eurem Leben, von dem, was Euch unbedingt angeht, von dem, was Ihr ohne irgendeinen Vorbehalt ernst nehmt. Wenn Ihr das tut, werdet ihr vielleicht einiges, was ihr von Gott gelernt habt, vergessen müssen, vielleicht sogar das Wort selbst. Denn wenn Ihr erkannt habt, dass Gott Tiefe bedeutet, so wisst Ihr viel von ihm. Ihr könnt Euch dann nicht mehr Atheisten oder Ungläubige nennen ... Wer um die Tiefe weiß, weiß auch um Gott.“ In vergleichbarer Weise ist auch der mythische Sinn von Liebe, Glaube und Hoffnung zu bestimmen, die

in diesen Grundäußerungen der menschlichen Existenz eine die unmittelbare Erkenntnis übergreifende Bedeutung erhält. Unmöglich ist es, in der Sprache des Logos Vertrauen und Liebe zu bekunden. Sie können nur auf die mythische Welt bezogen werden (vgl. Leszek Kolakowski, 1927-2009).

Der Gebrauch des Wortes Gott als Metapher ist stets zu berücksichtigen. Gott heute noch als „Vater“ zu bezeichnen, ist vor dem Hintergrund patriarchalischer Strukturen mehr als fraglich. Wer den eigenen Vater und vielleicht Väter insgesamt als bedrückend erlebt, wird mit dem überhöhenden Vatergott ebenfalls Repression verbinden. - Auch das Attribut der „Allmacht“ führt zu Missverständnissen. „Heute ist nicht mehr zu fragen, ob Gott mit Erd- und Seebeben, Überschwemmungen, Seuchen oder mit Kriegen oder Genoziden zu verbinden ist, sondern wie die Gottesvorstellung aus diesem Zirkel gelöst werden kann, um nicht länger einem Allmachtsmodell zu unterstehen“ (Halbfas). - Zudem ist die Frage redundant, ob Gott den Big Bang verursacht habe oder der Evolution als gestaltender Schöpfer gegenüberstehe. „Wenn Gott irgendwo nicht sichtbar gemacht werden kann, dann in der physikalischen Weltkonstruktion. Diese ist viel zu formal und schließt in ihrer Mathematisierung finale, das heißt Sinnkategorien a priori aus“ (Hans Dieter Mutschler). - Die Schöpfungsmythen der Völker geben Antworten auf die zentralen Fragen der Menschheit: Woher kommen wir? Wozu sind wir da? Wenn sie dabei Gott als „Schöpfer“ verstehen, geht es nicht um evolutives Wissen. Der Begriff entspricht einer kulturell bedingten Vorstellung, es geht nicht um reales Wissen. Jede diesbezügliche Festlegung in der Rede von Gott wird durch eine

theologia negativa sogleich wieder aufgehoben: „Gott ist nicht, was Menschen sich unter einem Schöpfer vorstellen, er ist dieser Vorstellung unähnlicher als ähnlich.“

Darüber hinaus ist der christologische Inhalt des Apostolischen Glaubensbekenntnisses zu thematisieren. Hubertus Halbfas schreibt, „An die Stelle der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu ist eine Interpretation von Tod und Auferstehung getreten, die heute auf Bedenken und Einsprüche stößt.“ Sie entspräche nicht dem Lebens- und Weltverständnis des heutigen Menschen. Selbst mit Angehörigen fremder Religionen – zum Beispiel Gandhi – sei eine Verständigung über Jesus und die Gültigkeit seines Programms möglich, weil sie seine elementare Menschlichkeit teilten. Es heißt weiter, „die heutige Glaubenskrise hat ihre Ursache nicht in der Geschichte Jesu und seinem Lebensprogramm, sondern in einer Mythisierung seiner Person, welche einerseits den Mythos als Mythos nicht anerkennt, ihn andererseits mit Vorstellungen verbindet, die jenseits allen verfügbaren Wissens liegen: Hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten ... ; von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und Toten ... Diese Diktion ordnet Jesus in antike Mythenkreise ein, die ihm heute seine Wirkung nehmen – im Gegensatz zu früher, als römische Kaiser noch vergöttlicht wurden.“ Die mythischen Formeln des Credo behalten als Metaphern ihre Gültigkeit, nicht aber als informative Feststellungen und historische Fakten. „Himmel“ und „Himmelfahrt“ sind im übertragenen Sinn zu verstehen als Synonym für Gott bzw. für Auferstehung - als Einswerden mit dem göttlichen Urgrund. Schon Meister Eckhart (gest.

1328) trat dafür ein, die Aussagen des Credo weiter zu fassen: „Alles, was die Hl. Schrift über Christus sagt, das bewahrheitet sich völlig an jedem guten und göttlichen Menschen. Alles, was Gott Vater seinem eingeborenen Sohn in der menschlichen Natur gegeben hat, das hat er alles auch mir gegeben: hiervon nehme ich nichts aus, weder Einigung noch Heiligkeit, sondern er hat mir alles ebenso gegeben wie ihm“ (Predigt 5 und Bulle Johannes XXII., Nr. 12 und 11).

„Jesus von Nazaret war ein Mensch von einmaliger Individualität und mit einmaliger Geschichte. Sein Tod am Kreuz war der Tod eines Propheten, mit dem dieser für sein öffentliches Auftreten büßte, ähnlich wie Martin Luther King oder Oscar Romero mit ihrem Leben bezahlten. ... Das Kreuz in unseren Kirchen mahnt, jene zu erkennen und ihnen zu helfen, die vor unseren Augen oder gar unter eigener Beteiligung gekreuzigt werden.“

Der Weg der Mystik

Die jesuanischen Attribute „Licht vom Licht“ und „Sohn Gottes“ sind Kennzeichnungen, die die Mystik allen Menschen zuspricht. Bei Meister Eckhart heißt es: „Darum bin ich Ursache meiner selbst meinem Sein nach, das ewig ist, nicht aber dem Werden nach, das zeitlich ist. Und darum bin ich ungeboren, und nach der Weise meiner Ungeborenheit bin ich ewig gewesen und bin ich jetzt und werden ewig bleiben. Was ich meiner Geborenheit nach bin, das wird sterben ...; in meiner ewigen Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war die Ursache meiner selbst und aller Dinge. Der Vater gebiert seinen

Sohn ohne Unterlass, und ich sage mehr noch: Er gebiert mich als seinen Sohn und als denselben Sohn. Ich sage noch mehr: Er gebiert mich nicht allein als seinen Sohn; er gebiert mich als sich und sich als mich und mich als sein Sein und seine Natur.“ Halbfas kommentiert, der Titel „Christus“ gelte dem Mystiker als übertragbar. Solange wir zwischen Jesus und uns eine unüberwindliche Kluft schafften, verbindet sich sein Reich-Gottes-Programm nicht mit dem Alltag der Welt. Solange wir Jesus nur anbeten, würden wir ihm nicht folgen. Das Göttliche, das ihn erfüllte, solle in jedem Menschen zum Durchbruch kommen - als Licht der Welt. - Der Weg zur Gotteserfahrung ist in die menschlichen Erfahrungen eingebettet. Selbst- und Gotteserfahrung seien verschränkt. Der zu eigenen Erfahrung angeleitete Mensch glaube nicht, weil andere ihn in einer Glaubenslehre unterrichtet haben, sondern weil ihm Wege erschlossen wurden, die Bekenntnis und Formel übersteigen und etwas zugänglich machten, was jenseits des Sagbaren liege.

Diese Gedankengänge finden in unserer Gegenwart entsprechende Resonanz bei den Vätern der modernen Physik. Sie überwinden den Dualismus von Geist und Materie. Hans-Peter Dürr (1929-2014, Schüler Werner Heisenbergs) nennt die ursprünglichen Elemente der Quantenphysik „Beziehungen der Formstruktur“, die nicht Materie sind: „Wenn diese Nicht-Materie gewissermaßen gerinnt, zu Schlacke wird, dann wird daraus etwas ‚Materielles‘. Oder noch etwas riskanter ausgedrückt: Im Grunde gibt es nur Geist. Aber dieser Geist ‚verkalkt‘ und wird, wenn er verkalkt ist, Materie. Und wir nehmen in unserer klassischen Vor-



stellung den Kalk, weil er ‚greifbar‘ ist, ernster als das, was vorher da war, das Noch-nicht-Verkalkte, das geistig Lebendige.“ In der modernen Physik begegne uns eine Offenheit zur Transzendenz, die Dürr „Hintergrund“ nennt. Die Sinnhaftigkeit des Lebens stecke für ihn „in dem System als Ganzem von Anfang an ... In der Erfahrung dieser Beziehung begegnen wir dem Religiösen“. Von Werner Heisenberg stammt der prägnante Satz: „Der erste Trunk aus dem Becher der Naturwissenschaft macht atheistisch, aber auf dem Grund des Bechers wartet Gott.“

Willigis Jäger (1925-2020) beschreibt sein Gottesverständnis so: „Gott inkarniert sich im Kosmos. Er und seine Inkarnationen sind unlösbar miteinander verbunden. Er ist nicht in seiner Inkarnation, sondern er manifestiert sich als Inkarnation. Er offenbart sich im Baum als Baum, im Tier als Tier, im Menschen als Mensch ... Es sind dies also nicht Wesen, neben denen es dann noch einen Gott gäbe, der gleichsam in sie hineinschlüpfte, sondern er ist jedes einzelne

Wesen – und ist es auch wieder nicht, da er sich nie in einem von diesen erschöpft, sondern immer auch alle anderen ist. Eben diese Erfahrung macht der Mystiker. Er anerkennt den Kosmos als sinnvolle Manifestation Gottes, während sich manche Menschen dem Kosmos gegenüber verhalten wie Analphabeten gegenüber einem Gedicht: Sie zählen die einzelnen Zeichen und Worte, aber sie sind nicht imstande den Sinn zu verstehen, der dem ganzen Gedicht seine Gestalt gibt ... Alles ist Welle und Ozean zugleich. Alles ist Ausdrucksform der einen Wirklichkeit. Und da alles Ausdrucksform dieser einen Wirklichkeit ist, gibt es auch eine absolute Verbundenheit mit allem.“ Entsprechend sagen jene, die eine durchbrechende Erfahrung gemacht haben, einen außerweltlichen Gott, der quasi über die Welt „schwebt“, hat es nie gegeben. Meditierende aller Zeiten sprechen von diesem EINEN, vom Namenlosen, Brahman, Tao, Nirvana, göttlichem Geist oder dem Schoß der Wirklichkeit, dem „Hintergrund“.

Friedensgebet in St. Marien

Von Anke Hermes

19

Seit dem Golfkrieg 1991 gibt es das Friedensgebet. Die Betenden treffen sich immer samstags um 11:30 Uhr in St. Marien für 15 Minuten zum Gebet.

Die Teilnehmenden bestehen aus einem festen Stamm „die immer da sind“, einigen „die häufig da sind“ und vielen, die mehr zufällig dazu kommen. Manchmal melden sich auch Gruppen an, die in Os-nabrück tagen und das Gebet in ihr Programm aufnehmen.

Wenn es große neue Konflikte gibt – wie z.B. der Beginn des Ukraine-Kriegs – kommen eine Zeitlang mehr und auch jüngere Menschen.

Manchmal denke ich bei der Vorbereitung: So viele Konflikte, welcher ist heute besonders wichtig?

Oder ich wurde gefragt: Beten bringt doch nichts, wozu das Ganze? Auch die Frage: Gott weiß doch alles, warum müssen wir ihm sagen, was er tun soll? Für mich sind das wichtige Fragen. Ich antworte dann schon mal: Gott ist kein „Kaugummi-automat“: Ich werfe Gebet oder meine Bitte ein und er tut, was ich wünsche oder erbitte. Ich glaube aber fest daran, dass er auf unser Mitleid, Mit-tun und unser Vertrauen in seinen Heilswillen und sein Heilswirken wartet. „Bittet und es wird euch gegeben.“ (Mt 7,7) Oft beantwortet er unsere Bitten



auch völlig anders und vielleicht besser, als wir es gedacht haben. Manchmal merken wir Gottes Handeln erst viel später. Jesus betet: „Vater, ich danke dir, dass Du mich erhört hast...“ (Joh.) 11,41)

Wenn Jesus uns auffordert zu bitten, so tun wir es als seine Brüder und Schwestern, als Kinder Gottes.

Von Martin Luther King (jr.) stammt der Satz: „Dunkelheit kann man nicht mit Dunkelheit vertreiben, sondern nur mit Licht. Und Hass kann man nicht mit Hass vertreiben, sondern nur mit Liebe!“

Wenn wir uns mit unserem Gebet an die Seite der leidenden Menschen aber auch der leidenden Schöpfung stellen, dann wird Gott daraus Heil wirken.

Noch eins lässt mich bei allem Leid weiter um den Frieden beten: Ich erlebe immer wieder, wie viel Kraft davon ausgeht, wenn mir jemand verspricht, mich in einem bestimmten Anliegen im Gebet zu unterstützen. So wird es auch mit unseren Friedensgebeten sein. Wir wissen nicht, was es bewirkt, aber es bewirkt etwas – auch in uns.

Deshalb dennoch Friedensgebet!

Dennoch – Papst Franziskus...

...und die Kunst, neu anzufangen, von Andrea Schnieder

Jorge Mario Bergoglio, Sohn italienischer Einwanderer in Buenos Aires, kannte das Leben von unten: einfache Verhältnisse, Arbeit als Chemietechniker, eine schwere Lungenerkrankung, die ihn beinahe das Leben kostete. Nichts an seiner Biografie ist geradlinig und glänzend. Seine geplante Promotion in Frankfurt blieb unvollendet. Später wurde ihm im Rückblick der argentinischen Militärdiktatur auch Versagen und Zögern vorgeworfen. Er war kein makelloser Heiliger – sondern ein Suchender, Lernender, Korrigierbarer. Und gerade so hat Gott ihn gebraucht.

Als Papst Franziskus nannte er sich nach Franz von Assisi – „den Heiligen der Armen“. Er zog nicht in die prunkvollen Gemächer des Apostolischen Palastes, sondern blieb im Gästehaus Santa Marta. Kein fürstlicher Hof, sondern eine einfache Wohnform, in der er Menschen zum Frühstück traf: Kardinäle und Gärtner, Politiker und Obdachlose, Gefangene und Familien. Ein Papst, der lieber den Bus nahm als die Limousine. Das war keine Show, sondern ein Zeichen: Kirche soll nicht über, sondern unter den Menschen wohnen. Nicht weit weg, sondern nah.

Franziskus hat wie wenige andere das „Dennoch Gottes“ verkündet:

- In einer Kirche, die lange auf moralische Fragen fixiert war, sagte er: „Die Kirche ist kein Zollhaus, sie ist wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht.“ – Dennoch, trotz aller Wunden, ist da einer, der verbindet und heilt.
- In einer Welt, in der Menschen aussortiert werden, weil sie „nichts brin-

gen“, sprach er von der „Wegwerfkultur“. Und stellte dem entgegen: „Diese Wirtschaft tötet“ – dennoch ist jeder Mensch unendlich kostbar.

- Im Blick auf die Umwelt schrieb er in „Laudato si“ und „Laudate Deum“: Wir zerstören unser gemeinsames Haus – dennoch ist Umkehr möglich, wenn wir die Schöpfung wieder als Geschenk empfangen.
- Angesichts von Flucht und Krieg fuhr er nach Lampedusa, nach Lesbos, in die Ukraine-Grenzgebiete, nach Irak und Gaza: Grenzen schließen – dennoch muss die Kirche Türen öffnen und Brücken bauen.

Franziskus war ein Papst, der sich nicht zu schade war, von eigenen Grenzen zu sprechen: von seiner Krankheit, der Angst vor Einsamkeit im Palast, seiner Lernkurve im Umgang mit Missbrauch und mit Schuld der Kirche. Er hat Fehler benannt, nicht nur bei anderen, sondern auch im eigenen Haus. Das ist die vielleicht schwerste Form des „Dennoch“: Wir haben schuldig versagt – dennoch dürfen wir neu anfangen und umkehren.

Viele liebten ihn, andere lehnten ihn heftig ab. Er wurde kritisiert, missverstanden, als „zu politisch“ oder „zu weich“ gescholten. Und doch blieb er dabei, immer wieder an Gottes Barmherzigkeit zu erinnern. Ein Satz hat sein Pontifikat geprägt: „Gott wird nicht müde, uns zu vergeben. Wir sind es, die müde werden, um Vergebung zu bitten.“ Am Ende seines Lebens, er starb am 21.04. 2025, hat Franziskus sich gewünscht, schlicht beerdigt zu werden –

nicht in den Grotten des Petersdoms, sondern in Santa Maria Maggiore, der Kirche der Gottesmutter. Kein dreifacher

Sarg, kein großer Pomp. Ein einfacher Grabstein mit einem einzigen Wort: „Franciscus“.



www.kleinekirche.de



Impressum

Gemeindebrief Kleine Kirche, Mai 2026
Ansprechpartnerin der Redaktion:
Andrea Schnieder (a-schnieder@t-online.de)
Satz und Gestaltung: Christof Hake



Bildnachweise:

S.1: jhenning: auf pixabay; S.5: Monika Gruhl; S.11: Linas Toleikis/stockfoto auf shz.-de; S.15/ S.17: Peter Weidemann auf Pfarrbriefservice.de; S.18: tigerlilly713 auf pixabay; S.22: Ja, aber, aus Emmadenkt.ch

www.kleinekirche.de

